

IMPULS WORKING CLASS STAMMTISCH SAHAR RAHIMI

Luxemburgerlis oder Ich gehöre da nicht rein

Ich möchte mein Impuls mit einer kleinen Story beginnen:

Es war vor ungefähr 10 Jahren. Wir hatten eines der ersten Gastspiele in Zürich, alles noch super aufregend und neu. Einer meiner Kollegen, mit bürgerlichem schweizerischen background, aber eben wie ich auch prekärer Theatermacher, marschiert in einer unserer Pausen in eine Zürcher Edelkonfiserie, kauft ein paar dieser Luxemburgerlis, besser bekannt als Macarons und marschiert wieder raus. Erstmal ein banaler Vorgang.

Ich erinnere mich daran, dass mir sprichwörtlich die Kinnlade runtergefallen ist.

Halb in Bewunderung, halb in Entrüstung, warte ich vor dem Laden auf ihn.

Als er wieder heraus kommt, sieht er nur mein fragendes Gesicht, checkt gleich was Sache ist und sagt in pathetischem Tonfall: „Wir können die schönen Dinge doch nicht nur den Reichen überlassen!“ Ich vergesse nie den Moment, als dieser Satz wie eine saftige Ohrfeige in mein Bewusstsein klatschte. Ich hätte mich damals nie und nimmer getraut, in diesen Laden zu gehen. Warum eigentlich nicht? Sicherlich hätte ich die paar Franken übrig gehabt.

Es stand kein Schild draußen, dass nur Menschen aus wohlhabenden Elternhäusern diesen Laden betreten dürfen und es gab auch sonst keinerlei Einlasskontrollen, aber natürlich gab es eine unsichtbare Schranke, dessen Wirkungskraft sich mir erst viel später erschloss.

Dieser Satz meines Freundes war damals für mich „eye opening“; er brannte sich ein, als eine Erinnerung an meine eigenen tiefsitzenden Schranken, aber auch an die Möglichkeit, sie immer wieder lustvoll zu sprengen.

Das Theater war für mich lange diese Konfiserie. Ein Raum, verheißungsvoll, faszinierend, aber gleichzeitig weit entfernt von mir; ein Raum, der anderen gehörte, in den ich irgendwann die Dreistigkeit, oder sagen wir mal positiver, den Mut hatte, einzutreten.

Hallo. Da bin ich also. Ich koste von den feinen Süßigkeiten und kredenze sie sogar des Öfteren selbst. Aber auch heute noch habe ich einen leicht erhöhten Puls, wenn ich ein Theaterhaus betrete. Hello. Is it me you're looking for?

Pinocchios Nase oder Was soll das eigentlich sein, „Klasse“?

Menschen aus der Unterschicht, der Arbeiterklasse, der sozial unterprivilegierten Schicht oder wie man das auch immer nennen will, sind im Theater und genereller in den Künsten immer noch sehr unterrepräsentiert.

Das Theater, und sprechen wir erstmal vom deutschen Theater als Abhängort einer Bildungselite, sei es von der Macher*innen Seite gesehen, sei es vom Publikum her gedacht, ist ja schon, - und das wissen wir jetzt mittlerweile wahrscheinlich schon alle - vor allem weiß, bürgerlich, privilegiert, (sagts mir Bescheid, wenn ich noch Attribute vergessen hab). Und in den Führungspositionen dann eben auch aller meistens Cis- männlich, weiß und hetero.

In einer Studie von 2019 wird festgehalten, dass in keinem anderen Land der OECD ein signifikant stärkerer Zusammenhang besteht zwischen Bildungserfolg und sozialer Herkunft als in Deutschland.

Im Theater als Tummelort für die Bildungselite bleibt man doch gerne unter sich.

Klar gibt es schon mal ein Projekt in Marzahn oder im Münchner Hasenberg.

In der Bergarbeiterstadt Bochum werden schon mal „Die Weber“ inszeniert, um das Thema mal auf die Agenda zu bringen, es gibt die Arbeitslosenchöre und die Geflüchtetenprojekte.

Am Ende bleibt die Auseinandersetzung doch immer ein Gaumenkitzler für eine Mittel- oder Oberschicht, die sich in ihrer eingerichteten bürgerlichen Gemütlichkeit ohne die ganzen Randständigen todlangweilen würde.

Aber was ist denn jetzt mit Klasse überhaupt gemeint? Herrschende Klasse. Besitzende Klasse. Mittelklasse. Höhere Mittelklasse. Arbeiterklasse. Niedrige Klasse... Und ist es nicht besser von Milieu oder Schicht zu sprechen?

Natürlich könnte ich jetzt mit den Definitionen von Marx, Bourdieu oder Weber kommen. Mich interessiert die Kategorie Klasse aber vor allem im Kontext von Klassismus, also von strukturellen Diskriminierungsprozessen.

Denn darüber wollen wir und ja hier am Stammtisch auch unterhalten.

Und in diesem Kontext formuliert Klasse erstmal die Position einer Personengruppe im Produktionsprozess. Aber es geht nicht nur um die ökonomische Stellung, sondern auch um Aberkennungs- und Abwertungsprozesse auf kultureller, institutioneller, politischer und individueller Ebene.

Diese Idee von Klasse beschreibt also Menschen, die ökonomisch und kulturell in der Gesellschaft verortet sind, bzw. verortet werden und daraus resultierend Diskriminierungs- und Unterdrückungserfahrungen machen.

(Wer sich dafür eingehender interessiert, dem empfehle ich den tollen Band Klassismus; Eine Einführung von Andreas Klemper und Heike Weinbach im Unrast Verlag herausgegeben)

So. jetzt aber zurück zur Erfahrung: Also Klasse, real talk, was heißt das jetzt genau?

„Es ist das Thema, bei dem wir alle verkrampfen, nervös werden, nicht sicher sind wo wir stehen“ schreibt bell hooks in ihrem 2000 erschienen Buch „Where we stand: class matters“, das am Freitag auch auf Deutsch erschienen ist.

Wo trifft mich das? Wo ist das spürbar?

Was mich zunächst mal interessiert, ist die Unsichtbarkeit dieser Kategorie

Klasse ist unsichtbar und irgendwie auch wieder nicht.

Es sind die feinen Unterschiede, wie Kleidung, Gestik und Bewegung, Sprache, Geschmack, die Art und Weise, wie man einen Raum betritt, die eine Zugehörigkeit definieren. Wagt man einmal den Übertritt in eine andere Klasse, wird das sofort klar. Trotzdem macht sich Klasse, anders als bei den Kategorien gender und race, direkt am Körper fest: Als Frau, Trans-Person, BIPOC beziehen sich Zuschreibungen zunächst einmal auf den körperlichen Vordergrund, sind erkennbar, sei es als Fremd- oder als Selbstzuschreibung. Klasse zeigt sich da subtiler,

versteckter. Ich kann meine soziale Herkunft offenbaren, aber ich kann sie auch leugnen, verschleiern, verstecken. Ich kann mir die Codes der jeweils anderen,- und damit meine ich hier der „übergeordneten“ Klasse aneignen, in der ich mich bewegen will und sie am Ende sogar noch besser performen, als die Klassenangehörigen selbst.

(Mein Vater sagt immer in Sachen Pünktlichkeit sei er deutscher als die Deutschen.)

Aber komm ich mit dieser Hochstapelei durch? Fliegt die Lüge nicht doch irgendwann auf?

Vor ein paar Tagen lese ich meiner Tochter „Pinocchio“ vor. Pinocchio wird vom armen Schreiner Gepetto geschnitzt und von ihm zu seinem Sohn erklärt. Als er in die Schule kommt, also zum ersten Mal sein Milieu wechselt, in ein Bildungsmilieu eintritt, wird ihm vom Lehrer die Frage gestellt: „Wer bist du und wo kommst du her?“

Pinocchio sagt, wie aus der Pistole geschossen: „Mein Vater ist ein reicher Schreiner und wir leben in einem Schloss.“ Und prompt wächst ihm die Nase.

Pinocchio kann seine Klassenzugehörigkeit nicht verstecken, seine Nase verrät ihn und er schämt sich fürchterlich für sie. Sein Körper hat ihn für diese Lüge bestraft. Die Nase wird erst wieder kleiner, als er bekennt, dass er gelogen hat.

Kann die eigene Herkunft also doch nicht verleugnet werden, so sehr man sich auch bemüht?

Didier Eribon sagt dazu einmal in einem Interview:

“You can never escape your social class, even if you believe you have. That’s how the system works – it keeps people in their place: the dominant and the dominated.”

Das hört sich erstmal deprimierend an. Habe ich keine Chance auf einen Ausbruch?

Der soziale Aufstieg, wie ihn Arbeiter*innenkinder wie ich hinter sich haben, kann ja schon mal als eine erste Dekonstruktion dieser Kategorie verstanden werden.

Ich lasse mich nicht festschreiben, auch wenn es tief drinsteckt, diese Scham, das Gefühl nicht zu genügen, das Gefühl, dass man nur so tut, als ob man was drauf hätte, diese ewige Selbstabwertung. Ich werde meine Klasse nicht los.

Es sind diese Mikro- und Makroerfahrungen, die sich wiederholen, diese Bewegungen und diese Sätze und ich denke da natürlich an den Kontext Theater:

Es ist die Art und Weise

wie ich einen Raum *betrete*, ein Foyer, ein gehobenes Restaurant, einen Stuhlkreis für die Pressekonferenz, das Intendantenbüro.

wie ich dann, diesen Raum *einnehme*, welche Sitzposition ich wähle, wie breit ich mich mache, wie groß ich gestikuliere, wo ich meine Hände platziere, wenn ich gerade nicht rede.

wie laut ich meine Stimme erhebe und spreche, wieviel Zeit ich mir für Kunstpausen nehme, wieviel Zeit ich mir generell für meine Redebeiträge nehme, wie flüssig ich mich sprachlich artikulieren kann.

Es ist die Art und Weise

wie ich Gagenverhandlungen führe und ob ich sie überhaupt führe

Es ist die Art und Weise, wie ich mit meinen Kolleg*innen umgehe, immer und unter allen Umständen *nett*, vor lauter Angst sich unbeliebt zu machen.

Es ist die Art und Weise eine Selbstverständlichkeit und Nonchalance in jede Bewegung und jeden Satz zu legen, wo keine Selbstverständlichkeit und keine Nonchalance ist, weil alles mühsam angelernt und mit Bedacht angewendet.

Und irgendwann glaubt man sich dann für einen Moment selbst, aber das hält nicht lange an.

Where is my narrative?

Oh Pardon; ich habe mich gar nicht vorgestellt, versäumt meine Berechtigung vorzutragen, diesen Stammtisch hier überhaupt initiieren zu dürfen:

1. Ich bin Arbeiterkind.

mein Vater war lange LKW Fahrer, bis der Rücken es nicht mehr mitmachte, dann war er Lagerist. Schon immer aber Choleriker und Kommunist.

Meine Mutter ist Hausfrau, chronisch krank, die beste und klügste Mama, natürlich, läuft mit einer dicken rosatoten Brille durch die Welt

2. Ich bin Flüchtlingskind.

1984 aus dem Iran geflohen, mitten im Iran- Irak Krieg, damals noch schick per Flugzeug mit zwei Koffern. Zu erben gibt's da nicht viel.

3. dementsprechend: war survivor

4. Person of Color

5. Frau

6. und jetzt auch noch Mutter; die abschätzigsten Blicke ever kriegst Du, wenn Du mit Kinderwagen in der Münchner Straßenbahn unterwegs bist

Aber gleichzeitig bin ich auch:

7. Akademikerin mit summa cum laude.

8. able bodied

9. preisgekrönte Künstlerin

10. als Regisseurin in sagen wir mal einer Führungsposition

11. mit diesem ganzen Rumgereise (vor Corona) bestimmt auch Mitglied einer „global elite“

12. und zu guter Letzt: Klassenwechslerin, Bildungsaufsteigerin, Streberin

Kann ich mich also noch Arbeiter*innenkind nennen? Bin ich das überhaupt noch?

Oder schon voll und ganz angekommen im Turm der Privilegierten?

Ich blicke abfällig herunter, auf all diejenigen, die es nicht geschafft haben und winke auch noch schadenfreudig grinsend. Mit neoliberalen Stolz verkünde ich also: Ich habe es geschafft. Und ihr so?

Aber da geht irgendwas nicht auf.

Ich werde ich diese verdammte Scham nicht los. Und zwar in beide Richtungen:

Ich schäme mich meiner Herkunft und schäme mich gleichzeitig dafür mich für meine Herkunft zu schämen.

Klar, alles ist mit allem verwoben und alles ist kompliziert:

Da gibt es Identitätsanteile in mir, durch die ich gesellschaftlich diskriminiert, marginalisiert werde und andere, die mich zu einer Privilegierten machen, die einfach mal Glück hatte im Leben.

Der Hase und der Igel

Ich lese mal wieder meiner 2jährigen vor: Diesmal ist es Grimms Märchen „Der Hase und Der Igel“.

Der vornehme, upperclass Hase trifft auf den working class Igel und macht sich über dessen schiefe Beine lustig, woraufhin der Igel den Hasen zu einem Wettrennen herausfordert.

„Na warte“, denkt der Igel, „wenn Du glaubst, dass Du Dich auf Deine langen Beine verlassen kannst, bist Du ein dummer Kerl.“

Als das Rennen auf dem Acker beginnt, läuft der Igel nur ein paar Schritte, hat aber am Ende der Ackerfurche seine ihm zum Verwechseln ähnliche Frau platziert.

Als der siegessichere Hase heranstürmt, springt Frau Igel vor den Hasen und ruft „Ich bin schon da!“ Dem Hasen ist die Niederlage unbegreiflich, ganz außer sich vor Ärger verlangt er Revanche, insgesamt 73mal verliert er gegen den Igel. Beim 74. Rennen bricht er erschöpft zusammen und stirbt.

Der Igel und seine Frau feierten ihren Sieg mit Wein und Gold und gingen vergnügt nachhause.

So makaber die story auch ausgeht, ich war ich beim Vorlesen ganz entzückt, auf so ein Glanzstück der empowernden Arbeiterliteratur gestoßen zu sein.

Liebe Arbeiter*innenkinder, lasst uns wie der Igel sein; der seinen Nachteil gar nicht gelten lässt, der out oft he box denkt und sich mit seiner Frau eine Verbündete an die Seite stellt und am Ende gewinnt.

Was ich mir wünsche?

Dass wir über unsere Herkunft sprechen könne auch wenn es manchmal nicht so leicht erscheint. Dass wir uns outen können und dass das ok ist. Das wir zu einem Klassenbewusstsein, und zu einem Klassen- Selbstbewusstsein kommen, auch wenn ich glaube, dass das ein langer Prozess ist, der viel schmerzhaft Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte erfordert.

„Schweigen Brechen! Über Klasse sprechen!“ schreibt bell hooks, in ihrem oben erwähnten Buch.

Vielleicht bin ich noch nicht ganz so soweit, über eine klassenlose Gesellschaft zu visionieren.

Aber, wenn wir auf eine Welt hinstreben, in der es eine größere gemeinsame Verantwortung über die Verteilung der Güter geben soll, als Gegenbewegung zu den immer stärker sich zuspitzenden Verteilungskämpfen, dann ist bell hooks Forderung ein guter Anfang.

Das lustige Sprengen von Kategorien hat doch schon immer Spaß gemacht, also: ich bin dabei!

Vielen Dank.